

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Die unentgeltlich eingesandten Manuskripte über- nimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Hof-Redakteur: Arthur Dehnbach in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Hennigs Ende.

Das Potsdamer Schwurgericht hat gestern den Leder- arbeiter Hennig des Raubmordes an dem Kellner Biernotz für schuldig erkannt, und der Gerichtshof hat ihn daraufhin zum Tode verurteilt. Die Verurteilung Hennigs, sich nur als Mörder hinzustellen, können schwerlich als gestrichelt bezeichnet werden; so geschickte Hennig seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen suchte, so fand doch der Ingenieur Franz und sein Angehöriger Komplize unter der bekannte Verbrechercategorie des „großen Unbekannten“ zu setzen, die in juristischen Kreisen sehr niedrig eingeschätzt wird. Gewiß handelt es sich im vorliegenden Falle nur um einen In- genieur, oder wie Hennig behauptete, um „Popo- listen“, aber das von dem Staatsanwalt ange- brachte Material war für Hennig zu gravierend, daß die Kaiserliche Kammer zu einem anderen Ergebnis als dem Schuldig in vollem Sinne gelangen konnte. Und das Substitut wird in diesem Falle dem Urteil durchaus zustimmen; es will einen Schädling beseitigt wissen, der für die menschliche Gesellschaft längt verloren war. Das deutsche Volk hat sich bisher glücklicherweise nicht dazu verstanden, die in den interessantesten Verbrechen einer Schuldertat und Mordtat gehalt, aber dieser Verbrechens- schändel hat sich immer auf die halbgeliebten Volkschichten beschränkt, und heute laugen schon die Köchinnen und Haus- frauen an, sich ihrer Sympathien für die Herren Räuber und Mörder zu schämen. Besonders ist der Anblick des Ver- brechens bei uns so ausgeartet wie etwa in Italien, wo der Räuberhauptmann noch heute mit romantischem Schimmer umgeben bleibt, oder in Amerika, wo historische Weiber für moderne Laubäcker schwärmen. Unser Volk ist zu nüchtern, um solchen Luftig mitzumachen; es hat auch dem Hennig gegenüber immer das Bewußtsein gehabt, daß es sich um einen Feind der Gesellschaft handelt, der unerbittlich gemacht werden muß.

Es war mehr ein oppositionelles Begehren, das dem Hennig eine vorübergehende Popularität sicherte; er hatte es ver- standen, der Polizei wiederholt ein Schimpfchen zu schlagen und sie an der Nase herumzuführen. Die Polizei aber ist be- sonders in Berlin zu unbehelpt wie möglich, weil sie in Klein- gängen und Kleinstädten existiert, auch dem vulgären Bürger eine höchstvolle Liebesgeschichte zu Gemüte führt, während sie bei großen Aufgaben häufig versagt. Deshalb laßt man über die Hennig-Frage, nicht weit man dem Ver- brecher wohl wollte, sondern weil man der Polizei diese neue Schlappe gönnte. Auch solche Gegenstände des Substituts zur Polizei ist freilich beabsichtigt genug; es könnte nichts schaden, daß der Berliner Polizeipräsident einmal eine Kom- munität niederlegt, die eine Antwort auf die Frage zu suchen hätte: Was macht er mich beleidigt? Wenn dann alle Berliner vernommen würden, die etwas gegen die Polizei an dem Herzen hätten, dann würde der Polizeipräsident wenigstens, was alles zu unterlassen wäre, um das Mißtrauen des anständigen Teiles der Bevölkerung gegen die Polizei hinwegzuräumen. Dabei muß zugegeben werden, daß Hennig selbst weniger der Anführer des Großstadtbewusstseins ist, als er sich darstellt als unbehelpt, er hat die besten Polizeipräsidenten eine ganze Portion politischen Wissens mit auf den Weg bekommen; nach jeder Versicherung glaubt er sogar an einen persönlichen Gott. Auch zeigte die Art seiner Verteidigung, daß er von un- gewöhnlicher geistiger Regsamkeit ist, wie schon die Geschichte seiner Furcht seine fabelhafte Geistesgegenwart beweist. Das ist um erkauntlich, daß Hennig die letzten 15 Jahre mit kurzen Unterbrechungen der Fänge der Verurteilung zugebracht hat. Sein Intellekt hat offenbar durch diese

langen Jahre der Freiheitsentziehung nicht gelitten, wie auch sein Körper die Last verhältnismäßig gut überstanden hat. Dafür ist umso mehr sein moralisches Empfinden in dieser Verbrechensaufbahn abgestumpft worden; alles, was er mußte und konnte, stellte er in den Dienst seiner verbrecherischen Instinkte, ohne daß sich irgend- ein moralische Hemmung bemerkbar gemacht hätte. Auch der Gottesglaube war für ihn nur ein Begriff ohne Inhalt — ein Beweis, wie wenig der Buchstaben Glaube allein aus- reicht, um das sittliche Bewußtsein zu stärken. Hennig selbst hat zwar dem Gerichtshofe vorzusprechen gesucht, daß er keine Verbrechensaufbahn nur fortgesetzt habe, weil er seine Arbeit finden konnte. Inwiefern ist das wohl in besten Falle nicht mehr als Selbsttäuschung; Hennig hätte weiter- hin vom Verbrechen geteilt, auch wenn ihm Gelegenheit zur ehelichen Tätigkeit geboten worden wäre.

Man sieht am Fall Hennig wieder, um von dem heutigen Strafvollzug, wie wenig auch das Strafsystem dem Ver- brechen zu wehren vermag. Der Verbrecher bekommt je nach der Schwere seiner Tat eine bestimmte Strafe. Hat er sie abgehört, dann wird er von neuem auf die Ge- sellschaft losgelassen, ganz gleich, ob er gebessert ist oder nicht. In den meisten Fällen benutzt er deshalb auch seine Freiheit nur, um von neuem zum Ver- brechen zurückzukehren. Der Aufenthalt im Zuchthaus selbst aber hat nur die Wirkung, das letzte sittliche Gefühl zu er- löten und zugleich dem angehenden Verbrecher die hohe Schule der gesellschaftsfeindlichen Taktik zu gewähren. Un- mittelbar drängt sich die Frage auf, ob es nicht besser ist, den Gewohnheitsverbrecher so lange unerbittlich zu machen, bis greifbare Beweise seiner Besserung vorliegen, wie man ja auch den Gefangenen nicht eher aus dem Zuchthaus entläßt, als bis er gebessert ist.

In gewissem Sinne ist zweifellos die Großstadt an solchen verhehlten Exzessen wie Hennig schuld. Das böse Beispiel und der schlechte Umgang wirken nirgends so verhängnisvoll wie in den modernen Metropolen mit ihren zahllosen Schlafvierteln des Koffers und des Verbrechens. Deshalb wird man gewiß nicht die Großstadt an sich ver- werfen können; sie ist nur einmal im heutigen Kultur- leben notwendig. Aber wie man sie schon in hygienischer Beziehung zu sanieren begonnen hat, so macht sich mehr und mehr auch eine sittliche Sanierung erforderlich. Wir können das nicht, doch nicht die Schuldteile vor der Schenkung der Kunstwerke hinsetzen, um an irgendeiner Straftat den erforderlichen Anstoß zu nehmen, sondern so, daß die Polizei die Dinen von der Strafe treibt, und die Verbrecher und Bagabunden besser als bisher bewacht. Allein kann die Polizei freilich diese Sanierungsarbeit nicht verrichten, dazu ist der Gesetzgeber nötig, der eine Aufsicht- nahme der Verbrechen ermöglicht. Gegen eine solche Erneuerung der Strafvollzug, die zugleich mit einer Reform des Strafvollzuges Hand in Hand gehen muß, mag man sich zunächst sträuben; aber sie wird sich als notwendig herausstellen, wenn das Verbrechen nicht zu einer noch schlimmeren Gefahr für die Gesellschaft werden soll, als es heute schon ist. Die Gestalt eines bis zum tiefsten Ab- grund gesunkenen Verbrechens wie Hennig gibt in dieser Beziehung eine ernste Mahnung, die nicht unbeachtet bleiben sollte.

„An einer kritischen Tage“, am 1. Mai tritt der neue sächsische Minister des Inneren, Graf v. Hohenthal und Bergen sein Amt an. Wird es ihm gelingen, die politischen Wogen zu glätten, die die Regierens des „Welt- krieges“ in Sachsen in Kurven gebracht hat? Graf Hohenthal hat selbst vor einiger Zeit geäußert, er sei kein

Parteiemann, sein politisches Ziel sei die Verführung der heutigen Gegenstände, so daß jedem Stande sein Recht werde, entsprechend seiner Bedeutung. In die Abopierung des Reichstagswahlrechtes für die Landtagswahlen sei natürlich nicht zu denken, es liege ihm aber daran, bei allen liberalen Parteien und Parteien Unter- stützung zu finden. Dieckhoff und aus anderen programmati- schen Überlegungen des Ministers dürfte zu schließen sein, daß sein Regiment eine Rance liberaler sein wird als das seines Vorgängers, Herr v. Meißner, der sich aus- schließlich auf die ausschlaggebende konservative Partei stützte. Graf v. Hohenthal wird zweifellos seiner- zeit den Kammeren ein neues Wahlrecht- reformprojekt vorlegen — das ist es, worauf es an- kommt —, das den dritten Klassen eine begrenzte Zahl von Vertretern in der zweiten Ständekammer sichert. Die das Projekt aber im einzelnen auslegen wird, ob es, wenn auch nicht die sozialdemokratischen Führer, so doch die Mehrheit der Arbeiterschaft befriedigen wird, und ob die Kammeren es akzeptabel finden werden, darüber freilich läßt sich etwas Bestimmtes nicht mutmaßen.

Wittes Rücktritt?

Die in jüngster Zeit immer bestimmter auftretenden Gerüchte von dem bevorstehenden Rücktritt des russischen Premierministers scheinen sich tatsächlich zu bestätigen. Die „Russ. Korresp.“ entfällt aus Petersburg vom 1. Mai folgendes Telegramm:

Aus Mitte naherestehenden Kreisen wird berichtet, er sei vom Kaiser entlassen worden. In fernem Erdbeben nach scheint dieses Gerücht der Wirklichkeit zu entsprechen.

Wie weiter aus Petersburg telegraphiert wird, verzeichnen verschiedene dortige Blätter heute abermals das Gerücht vom Rücktritt Wittes. Das „Nietich“ sagt den Rücktritt bereits als Tatsache auf und bezieht Wittes Entlassung vom Regierungspostamt aus als Versuch der letzten Aussicht, sich mit dem Volke zu verständig zu machen, da ein geeigneter Ersatz für Wittes nicht vorhanden sei. Die Taktik der Opposition werde durch Wittes Rücktritt vereinfacht, von Durnowos veralteter Politik seien wenigstens nicht fortwährend Überlegungen zu erwarten. Kowzew, der von seiner Reise nach dem Anstande zurückgekehrt ist, wurde gestern noch in später Nachmittags nach Jaroslavl-Geleise befohlen.

Nach alledem wird man sich auf darauf zu freuen haben, daß die amtliche Meldung vom Rücktritt Wittes binnen weniger Stunden entfällt. Bei dem Sturz Wittes, den er der Ministerarbeit seines intimsten Widersachers Durnowos zu verdanken hat, dürfte der Anfall der Durnowos das ausschlaggebende Moment gewesen sein. Was unter einem Regime Durnowos aus der Duma und den übrigen konstitutionellen Institutionen des Reiches werden wird, läßt sich schlechter- dings im Voraus nicht übersehen. Soviel aber scheint klar, daß eine neue Ära heftiger konstitutioneller Kämpfe die Folge des Rücktrittes Wittes sein würde.

Petersburg, 1. Mai. (W. T. Z.) Die Petersburger Telegraphen- agenzieur meldet: Der Reichsrat hat gestern seine Tätigkeit beendet, um am 10. d. M. als erste Kammer zusammenzutreten. Der Minister des Inneren Durnowos hat die Gründung des politischen Rates der konstitutionell-demokratischen Partei gestattet. — Der Reichsminister hat die Wiederanstellung einer großen Anzahl von Eisenbahnbeamten, die sich wegen des Eisenbahnstreikes in Untersuchung befinden, angeordnet. — Ein fabelhafter Entschluß

Der neue Ordinarius.

Rudolf Krauss.

[Redaktion verboten.]

Ich hatte einen wunderbaren Traum. Die Last der Jahre war von mir abgefallen, und ich sah wieder, jung unter Jungen, im Schulzimmer der Oberprima. Wir hatten des neuen Ordinarius. Eine ungemessene Stimmung lag auf der Klasse, obgleich wir die Un- behagungen zu spielen suchten, und einige Fortschritte unter uns von Kränzelungen und Weibern kränzelhafter als je vernommen. Es war ein festumme in einem Wissenschaftlern, aber feiner war diesmal von Herzen bei der Sache, vielmehr hielt im Füllen jeder unsere Zielpunkte mit sich selbst. Und aus unseren Gesichtern spiegeln sich Er- wartung und Bangen, Angst und Schrecken, Haß und Trost in jedem Gesicht. Kantolles Schweigen trat ein, als man dranhin Schritte hörte, und sich die Tür gleich darauf aufst. Jupiter — so nannte wir unseren wackeren Direktor — schritt majes- tätlich herein, und hinter ihm — nein, dieser jugendlich- elastische Herr mit der vornehmen Haltung, dem modernen geschnittenen Anzug, der tadellos speiben Halsbinde und der blendend weißen Leibwäsche konnte doch unmöglich der Ordinarius sein! Und er war es doch. Jupiter versicherte es wenigstens; der aber mußte er wissen. Nachdem er ihn mit wenigen Worten begrüßte und daran seine für solche Fälle stets an Lager liegenden Ermahnungen geknüpft hatte, verließ er die Stube majestätisch, wie er gekommen war. Wir waren allein mit dem Ankommling. „Dr. Feilz Geilmann!“ flüsterte mir mein Nachbar zu. Wir hatten nicht umsonst ein paar Wochen vorher den „Probe- landidaten“ gesehen. Ich nickte mit dem Kopf. Nur bestimmter, selbstsicherer, gefellter. „Du“, meinte ich, „der wäre aber nicht auf die dumme Gerücht Professorinn hineingekommen.“ „Eicher nicht“, bekräftigte der Kamerad.

Ich schaute mich um, und ringsum trat mein Blick auf erbeutete Mienen. Das Bangen war froher Zuversicht ge- worden. Nun stand er auf dem Rathgeber und blickte zu uns herüber mit großen, leuchtenden Augen. Als er zu reden antrat, hielt jeder von uns den Atem an, und jederliche Atile herrschte in dem Raume.

„Meine lieben jungen Freunde!“ begann er mit vollständer, klarer Stimme, durch die nur ein leises Zittern innerer Bewegung klang. „Ich bitte Sie herzlich, das Sie versuchen, ob Sie mir Ihr Vertrauen und Ihre Zuneigung schenken können. Ich weiß, solche fabelhaften Worte gewinnt man nicht im Handumdrehen; sie müssen erst verdient werden. Glauben Sie mir, ich habe den edelsten Willen, mir Bürgerrecht in Ihrem Kreise zu erwerben, in dem ich mir jetzt noch wie ein Eindringling vorkomme.“

Wie Ihnen ja wohl bekannt ist, haben wir ein bestimmtes Ziel vor Augen, das wir im Laufe dieses Jahres miteinander erreichen müssen: Ihre Vertiefung nach Oberprima. Daß Ihnen dies ohne Ausnahme gelänge, dafür fühle ich mich Ihnen und Ihren Eltern gegenüber in erster Linie verant- wortlich. Das ist das Nollwendigste, doch es ist nicht zugleich auch das Höchste.

Ich bitte Sie darum recht inständig, wirken Sie alle im Punkte mit mir dahin, daß wir das Jenium so rasch wie möglich erledigen, damit wir Zeit erübrigen, um zusammen zu Besessern, Würdigerem vorzubringen. Ich möchte nicht, daß Sie sinken aus der Schule ins Leben hinaus- treten. Den Kopf nur beschwert mit farrern grammati- schen Regeln, toten mathematischen Formeln und ähnlichem Kram, der nur dazu taugt, möglichst rasch wieder vergessen zu werden, damit in den Köpfen Platz für Nütz- liches geschaffen wird. Ich wünsche, Sie schon in diesem Jahre unserer gemeinsamen Arbeit mit so viel Kenntnis des Wirklichen, des praktischen, des öffentlichen Lebens aus- zustatten, daß Sie das Summum felix genug verlassen, um sich nicht nur der schwächeren Berufswelt gewöhnen zu können, sondern auch den Gefahren, die Sie in der neuen Freiheit bedrohen, die Stimm zu bieten. Dazu wird erst der Gedach wahr werden, denn Sie in den zehn

Jahren Ihrer Schülerlaufbahn schon so oft vernommen und fast ebenso oft ungläubig belächelt haben: Man lernt nicht für die Schule, sondern für das Leben.“

Und rasch, als ob er uns zu irgendeiner etwa beab- sichtigten Anrede keine Zeit lassen wollte, fuhr er fort, indem er einen Blick auf den vor ihm liegenden Stunden- plan warf:

„Es ist eigentlich Cicero angelegt. Das hat ja noch bis morgen Zeit. Für jetzt bitte ich Sie vielmehr, daß Sie einen deutlichen Aufsatz anfertigen, worin mir jeder so aufrichtig, wie es ihm möglich ist, über sein bisheriges Leben und seinen Charakter, seine Talente und Neigungen Bericht erstattet. Und dann will ich Ihnen auch von mir erzählen; das ich bisher erlebt und gelernt, erfreut und sich reich habe. Wenn nur wenn wir gegenseitig übereinander genau Bescheid wissen, können wir uns zu erproblichem Wirken und Tun vereinigen.“

Wieder hielt ich Umschau unter meinen Mitschülern. Zuerst erblickte ich hilflose Verwirrung auf allen Gesichtern, die aber — bei den einen rascher, bei anderen langsamer — in helles Verständnis überging.

Schon glitten unsere Federn emsig über das Papier. Im ersten Augenblicke überlegte ich ganz unzufällig, wie ich mich nach alter Gewohnheit der heißen Aufgabe möglichst diplo- matisch und vorzüglich entledigen konnte. Aber von dem Wesen des Mannes dort oben ging eine so zwingende Gewalt aus, daß Sachlichkeit und Bestimmung zur Unmöglichkeit wurden. Die reine Wahrheit entsprang meiner Feder, und ich sah, daß es den anderen genau ebenso erging wie mir.

Während wir also das Allerhöchste unserer Herzen auf- schloffen, ließ der neue Ordinarius jeden einzelnen vor sich kommen und hielt ihn ein paar Minuten lang in leiserem Gespräch fest. Am Ende der Reihe an mich. Das Herr- schlug mir bis in die Kehle, als er mir die Rechte bot und die meine einen Augenblick drückte, indem er dabei seine Augen auf den Grund meiner Seele zu versetzen schien. Er stellte eine Frage an mich, ich wollte gerade antworten, aber es gelang mir trotz aller Strenge nicht, eine Silbe hervorzubringen. Zugleich verzerrten sich die edlen Züge des